



GEI

GER

Gustaf
Skördeman

Thriller

Lübbe

Inhalt

Cover	
Über das Buch	
Über den Autor	
Titel	
Impressum	
1	
2	
3	
4	
5	
6	
7	
8	
9	
10	
11	
12	
13	
14	
15	
16	
17	
18	
19	
20	
21	
22	

23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56

Über das Buch

Das Festnetz-Telefon klingelt, als sie am Fenster steht und ihren Enkelkindern zum Abschied winkt. Agneta hebt den Hörer ab. "Geiger", sagt jemand und legt auf. Agneta weiß, was das bedeutet. Sie geht zu dem Versteck, entnimmt eine Waffe mit Schalldämpfer und tritt an ihren Mann heran, der im Wohnzimmer sitzt und Musik hört. Sie setzt den Lauf an seine Schläfe - und drückt ab.

Als Kommissarin Sara Nowak von diesem kaltblütigen Mord hört, ist sie alarmiert. Sie kennt die Familie seit ihrer Kindheit ...

Über den Autor

Gustaf Skördeman ist 1965 in Nordschweden geboren. Heute lebt er mit Frau und zwei Kindern in Stockholm. Er ist Drehbuchschreiber, Regisseur und Filmproduzent. GEIGER ist sein schriftstellerisches Debüt. Die Idee für diesen Thriller kam ihm bereits vor zehn Jahren. Seitdem hat er an der Handlung für diesen Auftakt einer Trilogie gefeilt. Das Buch wurde gleich ein internationaler Erfolg und erscheint in 20 Ländern.

Gustaf Skördeman

GEIGER

Thriller

*Übersetzung aus dem Schwedischen
von Thorsten Alms*

lübbe

Vollständige eBook-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Dieser Titel ist auch als Hörbuch erschienen

Titel der schwedischen Originalausgabe:
»Geiger«

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2020 by Gustaf Skördeman and Bokförlaget Polaris 2020 in
agreement with Politiken Literary Agency

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Julie Hübner, Berlin
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München
Umschlagmotiv: © Nils Leithold / EyeEm / GettyImages; © Craig Easton /
GettyImages; © happykanppy/shutterstock; SiljeAO/shutterstock
eBook-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-7517-0393-2

www.luebbe.de

www.lesejury.de

1

Das Kaffeeservice von Royal Copenhagen stand noch auf dem Tisch, in den Tassen schwammen nur noch dunkle Pfützen, die Kuchenplatten waren leer und die Saftgläser ausgetrunken. Blau gepunktete Servietten lagen unbenutzt oder bekleckert herum. Das Tischtuch war voller Kaffeeflecken und Krümel, und hier und da hatte ein Glas einen hellroten Ring hinterlassen. Die Kleinen waren aufgestanden und die Stühle daher vom Tisch weggeschoben.

Die eine Hälfte der Kinder lümmelte mittlerweile auf dem Josef-Frank-Sofa. Die andere Hälfte rannte, aufgepeitscht von dem vielen Zucker, herum und schrie. Von irgendwoher kam ein Tennisball geflogen, der glücklicherweise zwischen den Schmucktellern einschlug, die als Souvenirs aus etlichen europäischen Städten an der Wand hingen: Berlin, Prag, Budapest, Paris, Rostock, Leipzig, Rom.

In der letzten Schulwoche vor den Ferien hatten die Enkelkinder bei den Großeltern gewohnt, damit ihre Eltern allein in der Bretagne Urlaub machen konnten. Die Schwestern Malin und Lotta wollten die Gelegenheit nutzen, bevor die Sommerferien begannen und halb Schweden nach Frankreich reiste.

In der vergangenen Woche hatte Großvater Stellan also die Flucht ins Arbeitszimmer ergriffen, während Großmutter Agneta das Frühstück zubereitet, das Mittagessen gekocht und die Kinder zur Schule und zu den

unterschiedlichen Freizeitaktivitäten chauffiert hatte. Und sie hatte an den außergewöhnlich warmen Frühsommerabenden das Baden am Steg überwacht. Die Großmutter übernahm es auch, anschließend die Schnorchel, Schwimmflossen, Badeanzüge, Taucherbrillen, Kubb-Steine und Sonnenölflaschen wieder einzusammeln und wegzupacken. Und später noch die Kleidung, Tablets, Ladekabel und Schulbücher.

Inzwischen waren beide Schwestern mit ihren Männern wieder da, um die Kinder abzuholen. Das Haus schien gleichsam einen Seufzer der Erleichterung darüber auszustoßen, dass bald die gewohnte Ruhe zurückkehren würde.

Die Tür zum Garten stand offen, und draußen spazierte Lotta an der Seite ihres alternden Vaters, der ihr zeigte, was er in den Beeten und Rabatten gepflanzt hatte. Die meisten Setzlinge kannte sie schon, aber einige waren neu. Ihr Vater Stellan hatte bestimmte Favoriten, während er bei der übrigen Bepflanzung variierte.

Am schönsten fand sie die Blumen, kurz bevor sie sich öffneten. Wenn die Knospen aufsprangen. In diesem Punkt unterschieden sich Vater und Tochter.

Lotta hörte aufmerksam zu, als ihr Vater voller Begeisterung die Blütenpracht präsentierte. Rudbeckien, Stockrosen, blauer Felddrittersporn, Bittersüßer Nachtschatten, der von selbst gekommen war, Oregano, Pfefferminze, Schafgarbe und Hornklee. Er liebte seine Blumen, und Lotta erinnerte sich daran, wie viel Zeit er im Garten verbracht hatte, als sie noch ein Kind gewesen war. Hier draußen durfte man Papa nicht stören, aber man wusste immer, wo er war.

Während Stellan eine kurze Verschnaufpause einlegte, drehte sich Lotta unauffällig um, als wollte sie das Haus in Augenschein nehmen – das funktionalistisch entworfene Gebäude, das sie in- und auswendig kannte und eigentlich gar nicht mehr eingehend in Augenschein nehmen musste.

Die großen Fensterflächen und die zwei Terrassen mit der großartigen Aussicht auf den Mälaren und die Insel Kärnön.

Schließlich landete ihr Blick auf dem Gartenweg, den zwölf schweren Steinplatten, über die sie und ihre Schwester so oft gelaufen waren und die ihr Vater scherzhaft das ›Zwölf-Schritte-Programm zu einem besseren Leben‹ nannte, weil sie zum Geräteschuppen führten. Darin konnte er sich ungestört dem widmen, was er in seinem Leben am meisten liebte.

Es war ein solcher Aufwand gewesen, die Platten zu verlegen, dass Stellan gesagt hatte, dass sie wahrscheinlich ewig dort liegen bleiben würden. Mittlerweile waren es immerhin vierzig Jahre, also könnte er mit seiner Prophezeiung recht behalten.

Sie betrachtete ihren Vater. Er war fünfundachtzig Jahre alt, im Kopf immer noch so klar wie früher, doch der Körper war müde und gealtert. So sehr, dass er beim Rasieren bestimmte Teile des Halses nicht mehr erreichte. Er war sehr lang, ging aber mittlerweile gebeugt. Die Brille, deren Größe schon immer sein Markenzeichen gewesen war, saß ein bisschen schief, und der Blick hinter den Gläsern wirkte trübe.

Lotta war beinahe genauso groß wie Stellan, ansonsten waren sie einander aber nicht besonders ähnlich. Der Vater hatte aschblondes Haar, die Tochter schwarzes. Laut Stellan hatte sie es von seiner willensstarken Mutter geerbt. Sein Blick war stets freundlich und warm, während Lottas skeptisch und abwartend wirkte.

»Können wir uns vielleicht einen Augenblick setzen?«, sagte Lotta, die bemerkt hatte, dass ihr Vater erschöpft war, aber genau wusste, dass er das niemals zugeben würde.

Sie ließen sich auf der grünen Bank vor dem Geräteschuppen nieder, von der die Farbe abblätterte. Stellan fächelte sich mit einem Pappteller, auf dem Blumenzwiebeln gelegen hatten, frische Luft ins Gesicht,

und Lotta wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die Hitze kam ihr beinahe übernatürlich vor. Schon seit Mai hatte sie das ganze Land fest im Griff und schien auch jetzt im Juni nicht abklingen zu wollen.

Wie oft hatten sie hier nebeneinandergesessen. Eine Bank zum Verschnaufen, alle Werkzeuge in Reichweite: Hier erholte man sich, während man gleichzeitig einsatzbereit blieb.

Zumindest konnte man sich das einreden.

Im Geräteschuppen standen aufgestapelte Gartenmöbel und Werkzeuge, die seit Jahrzehnten nicht mehr benutzt worden waren. Unkrautharken, Rasensprenger, Gießkannen aus Kupfer, die mittlerweile verschimmelte gestreifte Hängematte und die alten, knarrenden Liegestühle, mit denen die Schwestern so gerne gespielt hatten, als sie noch klein gewesen waren. Darauf hatten sie sich in den ersten Frühlingstagen noch zwischen Schneehaufen gesonnt, wolkige Sommertage durchdämmert, ganze Sommer lang gespielt, dass sie auf Booten, Autos, Flugzeugen, Raketen oder Stegen unterwegs waren, von denen sie in das eingebildete Wasser sprangen.

Als die Schwestern zu groß für solche Spiele geworden waren, verschwanden die Liegestühle im Geräteschuppen, wo sie seitdem gestanden hatten. Nur Stellan nutzte sie noch und erholte sich heimlich auf ihnen von der Gartenarbeit, wobei ihn allerdings das leise Knirschen der alten Stühle verriet, das durch die Wände drang.

Der Schuppen war zu einer Art Denkmal einer verschwundenen Zeit geworden. Nur der Gartentisch wurde jedes Jahr wieder herausgeholt, vom Gärtner Jocke, der immer noch regelmäßig wie ein Uhrwerk auftauchte, obwohl er längst im Ruhestand war. Er wollte sich auch nicht bezahlen lassen. Er war einmal pro Woche gekommen, seit Stellan und Agneta kurz nach ihrer Hochzeit Anfang der Siebzigerjahre hier eingezogen waren.

Und auch als Rentner war er einfach weiter gekommen, ohne dass ihn jemand darum gebeten hätte. Vielleicht brauchte er solche festen Gewohnheiten, um nicht den Halt zu verlieren.

Lotta schob die Tür zum Geräteschuppen ein Stückchen auf, und die Wärme schlug ihr entgegen. Die Sommerhitze hatte ihn zu einem Backofen gemacht.

»Wollt ihr dieses Fenster nicht wieder öffnen?«, fragte sie und zeigte auf die Sperrholzplatte, die an die rückseitige Wand genagelt war. »Wir sind doch keine kleinen Kinder mehr, die herumspionieren.«

»Nein, aber jetzt gibt es neue kleine Spione«, sagte Stellan und lächelte.

»Die hängen doch nur an ihren Bildschirmen.«

»Ich werde Jocke bitten, die Platte abzubauen. Vor dem Fenster steht so eine hübsche Kolkwitzie, aber ich bin ja nicht mehr so oft im Schuppen.«

»Überhaupt nicht mehr, würde ich sagen«, erwiderte Lotta und betrachtete die verrosteten Liegestühle.

»Die hier ist für dich«, sagte Stellan und reichte seiner Tochter eine Blume. Jedes Mal, wenn sie zu Besuch kam, gab er ihr eine seiner Pflanzen oder Blumenzwiebeln für ihren kleinen Nutzgarten, und sie nahm sie dankbar entgegen.

»Was ist das?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht. Eine Sommerazalee, glaube ich. Jocke hat sie gepflanzt.«

»Das behauptest du immer.«

Lotta lächelte ihren Vater an.

Joachim, den alle Jocke nannten, war schon immer ein selbstverständlicher Teil ihres Lebens gewesen, und ihr Vater und er hatten sich schon immer darum gekabgelt, wer von beiden mehr Ahnung von Blumen hatte. Wenn sie ehrlich war, hatte sie von Jocke wohl mehr über Pflanzen und Gartenbau gelernt als von Stellan. Sie erinnerte sich gerne an die schon immer vorhandene Gartenleidenschaft

ihres Vaters, denn sie bedeutete, dass er da gewesen war. Nicht immer nur auf der Arbeit und auch nicht immer nur mit Kollegen und Freunden im Haus. Es gab nicht nur die großartigen Feste und die Arbeit, sondern manchmal auch nur ein leises Hacken in den Beeten.

Wie ruhig sein Leben in den letzten dreißig Jahren gewesen sein musste. Vermisste er die Zeit davor, als er im Zentrum der Aufmerksamkeit gestanden hatte?

Zumindest hatten Malin und sie eine besondere Kindheit gehabt, ein Zuhause, um das sie alle anderen Kinder beneideten. Was hätte es eigentlich für einen Unterschied gemacht, wenn ihr Vater damals öfter bei ihnen gewesen wäre, wenn er sich nicht im Partykeller eingeschlossen hätte oder in den Garten geflohen wäre, sobald er zur Tür hereingekommen war? Sie hatten ja immer noch ihre Mutter gehabt.

Es war ohne Zweifel spannend gewesen mit all den bekannten Gesichtern, die im Haus auftauchten, mit allen Festen und Veranstaltungen, bei denen die Erwachsenen merkwürdige Dinge taten.

Vielleicht war es das intensive gesellschaftliche Leben ihrer Eltern, das sie selbst zu einer Eigenbrötlerin gemacht hatte? Ihre Arbeitssucht hatte sie definitiv von ihrem Vater geerbt, aber wenn sie nicht arbeitete, wollte sie sich auch nicht mit Leuten umgeben, sondern lieber ein Buch lesen oder möglicherweise eine Freundin treffen und reden. *Eine* Freundin.

Der schrille Schrei eines Kindes signalisierte, dass es an der Zeit war, wieder zu den anderen hineinzugehen.

Malin war wie gewohnt mit ihrer Mutter Agneta im Haus geblieben. Sie hatte den Garten nie gemocht. »Bäh, Würmer und Asseln«, meinte sie schon als Sechsjährige, und an diesem Urteil hatte sich nichts geändert.

Die dunkelhaarige Lotta und die blonde Malin. Die tüchtige große Schwester und die verwöhnte kleine Prinzessin.

Lotta fand es geradezu grotesk, wie die kleine Schwester auch dieses Mal ihrer Mutter weder beim Putzen noch beim Packen oder Spülen geholfen hatte. Stattdessen hatte sie eine Kiste mit alten Kleidern vom Dachboden geholt und nach Vintage-Stücken für ihre Kinder gesucht.

»Wollen sie diese alten Klamotten wirklich tragen?«

»Die sind doch super«, sagte Malin und hielt einen hellblauen Plüschanzug hoch, den sie selbst als Kind getragen hatte.

Malin war eine Kopie ihrer Mutter. Agneta war ganz offensichtlich eine strahlende Schönheit gewesen, und selbst mit ihren beinahe siebzig Jahren zog sie in der Öffentlichkeit noch Blicke auf sich. Sie selbst bemerkte es gar nicht. Sowohl die Mutter als auch die Tochter strahlten eine Schönheit aus, die dafür sorgte, dass ihnen die Menschen instinktiv mit Wohlwollen begegneten. Als käme die Schönheit von innen, und man würde sie deshalb nicht um sie beneiden.

Während Malin und Lotta sich mit ihren Eltern unterhielten und die Kinder herumtobten, hatten sich die Ehemänner der Schwestern zurückgezogen. Sie hatten irgendein Thema wie Arbeit oder Autos oder die Badezimmerrenovierung gefunden, worüber sie diskutieren konnten. Christian mit seinem exakt gebügelden Hemd und den glänzenden Schuhen, Peter in Shorts und Sandalen. Sie waren nie so richtig warm miteinander geworden – der Banker und der Kulturbürokrat –, aber noch weniger kamen beide mit dem berühmten Schwiegervater zurecht, der Fernseh- und Entertainerlegende, also fanden sie doch immer wieder zueinander. Keiner von ihnen war besonders begeistert von den Themen, die Stellan interessierten: Fernsehen in den Siebzigerjahren, Reisen durch Europa oder wie sehr klassische Kultur, Unterhaltung und Volksbildung zusammengehörten. Keiner von ihnen konnte Schiller rezitieren.

Nachdem ihr aufgefallen war, dass die Schwager dem gewohnten Muster folgten, stellte sie fest, dass die Kinder es ebenso machten. Ihre eigenen Söhne saßen über ihre Handys gebeugt, und Malins Sprösslinge stritten sich. Molly schrie, weil Hugo ihr einen Tennisball an die Stirn geworfen und gesagt hatte, dass sie nicken solle. Der Ball war an die Wand gesprungen und schließlich auf die Tischplatte direkt zwischen zwei Kaffeetassen.

Höchste Zeit, die Söhne zum Training zu fahren und Malins verzogenen Blagen zu entkommen. Sie hatte jede Menge Meetings, die auf sie warteten. In ihrem Job war eine Woche Abwesenheit eine lange Zeit. Zum Glück konnte sich Peter seine Arbeit selbst einteilen, und für die Kinder waren den ganzen Sommer über Aktivitäten geplant.

»Wir müssen los. Bedankt euch bei eurer Großmutter und zieht eure Sachen an.«

Leo strich sich den Pony aus der Stirn und ging zu seiner Großmutter, gab ihr die Hand und bedankte sich.

Malin durchstöberte hastig alles, was sie sich noch nicht angeschaut hatte, warf ein paar Kleidungsstücke in eine Tüte und stellte den Karton zur Seite. Sie brachte ihn nicht zurück auf den Dachboden, konstatierte Lotta. Und sie war davon überzeugt, dass diese Tüte mit alten Kleidern aus ihrer Kindheit, die die Schwester eingepackt hatte, noch jahrelang ungeöffnet bei ihr herumstehen würde.

Lotta öffnete die Haustür und ließ ihre Söhne nach draußen. Peter verstand den Wink sofort, kam herein und bedankte sich bei seinen Schwiegereltern und verabschiedete sich, bevor er wieder hinausging und sich ins Auto setzte. Währenddessen half Lotta den Kindern ihrer Schwester beim Anziehen. Malin musste erst nach Christian suchen, damit er sich bei seinen Schwiegereltern bedankte. Schließlich schob Lotta alle zu den zwei Autos in der Auffahrt hinaus, während Malin noch ihre Mutter umarmte.

Stellan zog sich in den geliebten Lesesessel im Wohnzimmer zurück, die Matthäuspassion als Klangkulisse und Schutz um sich herum. John Eliot Gardiners klassische Einspielung von 1988 mit Barbara Bonney.

Agneta trat auf die Haustreppe, um den abziehenden Horden nachzuwinken. Ein Klingeln drang aus dem Haus, und sie erklärte den Töchtern, dass sie den Anruf entgegennehmen müsse. Malin konnte sich den amüsierten Kommentar nicht verkneifen, dass sie außer ihren Eltern niemanden mehr kannte, der noch einen Festnetzanschluss hatte, und fügte hinzu, dass sie ihren Kindern gar nicht mehr erklären könne, was ein Festnetztelefon sei.

»Das liegt an deinem Vater«, sagte Agneta entschuldigend. »Er wollte es unbedingt behalten.«

Sie kehrte ins Haus zurück, während sich ihre jüngste Tochter der wartenden Familie anschloss.

Agneta ging ins Arbeitszimmer und hob den großen Hörer mit Spiralkabel von der Gabel eines alten Apparats mit Wählscheibe. Sie meldete sich mit ihrem Nachnamen, wie sie es immer getan hatte.

»Broman.«

Am anderen Ende sagte eine Stimme in gebrochenem Deutsch:

»Geiger?«

Wie sie befürchtet hatte.

Großer Gott.

Die Enkelkinder.

Aber sie hörte, wie die Autos draußen angelassen wurden, und sah ein, dass sie keine Wahl hatte.

Sie überlegte kurz, dann antwortete sie mit einem knappen »Ja« und legte auf.

Anschließend ging sie die Treppe hinauf und ins Schlafzimmer, zog die Nachttischschublade heraus, hob die Gebrauchsanweisungen des Radioweckers und der Badezimmerwaage an und holte eine große, schwarze

Pistole der Marke Makarow sowie einen Schalldämpfer heraus, den sie auf den Lauf schraubte.

Auf dem Weg zurück ins Wohnzimmer lud sie die Waffe durch und hatte den Eindruck, dass sie funktionstüchtig war, obwohl sie so lange niemand benutzt hatte. Immerhin war sie regelmäßig gereinigt und geölt worden.

Sie näherte sich ihrem Ehemann von schräg hinten und setzte die Mündung an die Seite seines Kopfs.

Dann drückte sie ab.

Blut spritzte auf das Buch, das aus Stellans Hand fiel. Goethes *Faust* im deutschen Original.

Es hatte nicht laut geknallt, aber lauter, als sie es in Erinnerung hatte. Sicherheitshalber ging sie mit gesenkter Waffe zum Wohnzimmerfenster.

Draußen schienen die Schwestern in eine Diskussion geraten zu sein, denn sie waren immer noch nicht losgefahren, doch jetzt ging Lotta von Malins Auto zu ihrem eigenen und stieg ein.

Lotta schaute noch einmal zum Haus, während sie in den Sitz sank, entdeckte ihre Mutter, die aus dem Fenster sah, und winkte fröhlich. Malin folgte Lottas Blick und tat es ihr nach.

Agneta versteckte die Waffe hinter ihrem Rücken und winkte mit der anderen Hand zurück. Ihre Töchter klopfen gegen die hinteren Seitenscheiben der Autos, damit auch die Kinder ein letztes Mal ihrer Großmutter zuwinken sollten. Sie taten es, und ihre Großmutter lächelte und dachte, dass sie ja irgendetwas richtig gemacht haben musste, wenn sie so großartige Enkelkinder hatte.

2

»Sie haben angerufen.«

Karla Breuer sah von ihrem Buch auf und blickte Jakob Strauss an. Die kleine Kanonenkugel, wie sie ihn nannte. Kurz, kugelrund und von tödlicher Effektivität.

Sie wusste, dass er sie das Weiße Gespenst nannte. Wegen ihrer langen, weißen Haare, ihrer eisblauen Augen und ihrer weißen Kleidung. Und weil er sie als ein Relikt aus der Vergangenheit betrachtete, eine Wiedergängerin aus einer vergessenen Zeit.

»Wer?«, fragte Breuer. »Und wo?«

»Beirut. In Stockholm«, sagte Strauss und sah dem Gespenst an, dass es überrascht war.

Es war eine von vielen Nummern, die sie überwachten, und niemand hatte geglaubt, dass sie jemals wieder benutzt werden würde. Wahrscheinlich gehörte ihre Abteilung deshalb zu den letzten, die umziehen sollten, da niemand glaubte, dass ihr Projekt noch aktuell war. Der Umzug von Pullach nach Berlin schien auch zu bedeuten, dass man die alte Welt hinter sich lassen wollte. Aber Breuer behauptete hartnäckig, dass die Vergangenheit niemals vorbei war.

Breuer war die Einzige in der Abteilung, die schon beim Geheimdienst gewesen war, als diese Nummer in Stockholm noch als aktiv betrachtet wurde. Seitdem waren viele Jahre vergangen. Aber jetzt war sie plötzlich wieder aktiv, entgegen aller Wahrscheinlichkeit.

»Dann müssen wir los.«

Breuer stand auf und ging direkt an Strauss vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Während der vier Jahre, die sie zusammengearbeitet hatten, waren sie keine Freunde geworden, aber in dieser Situation trugen sie beide die Verantwortung.

Die Entscheidung musste allerdings von Schönberg kommen.

Strauss warf einen kurzen Blick in Breuers Büro, als sie an ihm vorbeirauschte. Kein einziger der Bildschirme war eingeschaltet, keiner der Computer lief. Stattdessen sah er stapelweise Bücher und Berichte. Warum eine so durch und durch analoge Mitarbeiterin bleiben durfte, war ihm ein Rätsel. Sie musste gegen irgendjemanden etwas in der Hand haben. Während ihrer vier Jahrzehnte beim Geheimdienst hatte sie bestimmt einiges an sensiblen Daten gesammelt. Schließlich drehte er sich um und eilte ihr nach.

Es befinden sich nicht mehr viele Leute im Gebäude, dachte er und sah sich im Flur um. Die meisten waren bereits in den neuen Komplex in Berlin gezogen. Das größte Verwaltungsgebäude des Landes, das anderthalb Milliarden Euro gekostet hatte.

Die Größe und die Lage mitten in Berlin hätten die Architekten und die Auftraggeber eigentlich an das alte Stasi-Hauptquartier erinnern müssen, aber daran hatten sie offensichtlich keinen Gedanken verschwendet, oder es war ihnen einfach egal gewesen.

In einer offenen Gesellschaft waren die verdeckten Tätigkeiten nicht im gleichen Maße erschreckend.

Sechs Büros weiter unten im Flur klopfte Breuer an Schönbergs Tür und trat ein, noch bevor Strauss sie erreicht hatte.

Schönberg hatte einen Stapel mit Akten vor sich liegen, drei Ordner lagen nebeneinander, die Deckel waren zugeschlagen. Er musste sie zugeklappt haben, als es an

der Tür klopfte. Auch hier im Inneren hatte man Geheimnisse voreinander.

»Geiger ist aktiviert«, sagte Breuer.

Schönberg erwiderte nichts, aber sein Blick hieß so viel wie: Na, und?

»Das heißt, dass auch Abu Rasil aktiviert wird«, sagte Breuer. »Jetzt können wir ihn schnappen.«

»Sie glauben, dass er immer noch lebt?«, fragte Schönberg. »Nachdem es dreißig Jahre lang still um ihn war?«

»Er lebt. Er hat sich zurückgezogen, aber jetzt wird er wieder aktiv. Sie hätten nicht in Stockholm angerufen, wenn Abu Rasil nicht am Leben wäre.«

»Und welche Gefahr soll heute noch von ihm ausgehen?«

»Wenn er nach drei Jahrzehnten aktiviert wird, dann muss es etwas Außergewöhnliches sein. Wir müssen los.«

Schönberg schwieg.

»Was soll unsere Abteilung denn für einen Sinn haben, wenn wir unsere Warnsysteme nicht ernst nehmen?«

Schönberg sah sie nur an.

»Genau damit rechnen sie nämlich«, fuhr Breuer fort. »Dass niemand mehr glaubt, dass Rasil noch am Leben ist. Dass niemand etwas unternimmt.«

»Wie sicher sind Sie sich?«, fragte Schönberg schließlich.

Breuer sah zu Strauss hinüber.

»Absolut sicher«, sagte Strauss, denn ihm war klar, dass Breuer genau das von ihm hören wollte. Die gängige Praxis war, dass der scheidende Abteilungschef einen Nachfolger empfehlen konnte, und Strauss wollte gerne ihr Amt übernehmen.

»Sie haben noch vier Monate bis zu Ihrer Pensionierung, Breuer. Schicken Sie Strauss.«

Diesen Vorschlag würdigte Breuer keines einzigen Kommentars.

Schönberg seufzte.

»Wie lange jagen Sie Abu Rasil schon? Vierzig Jahre?«

»Ich habe ihn zehn Jahre lang gejagt. Dann ist er verschwunden. Und ich war mehrere Male kurz davor, ihn zu schnappen.«

»Das glauben Sie jedenfalls.«

»Sollen wir den schlimmsten Terroristen, dem wir jemals auf der Spur waren, einfach entkommen lassen?«

Schönberg setzte die Lesebrille ab und massierte sich die Nasenwurzel. Dann betrachtete er seine Untergebenen.

»Abu Rasil ist ein Mythos«, sagte er. »Eine Legende, die die Palästinenser in den Siebzigerjahren in die Welt gesetzt haben, um den Westen in Angst und Schrecken zu versetzen.«

»Genau das möchte Abu Rasil uns glauben lassen.«

»Der übermenschliche Terrorist. Dass ein und dasselbe Gehirn hinter so gut wie allen Terroranschlägen gesteckt hat, die damals in Europa verübt wurden, ist einfach eine zu gute Geschichte, um tatsächlich wahr zu sein.«

»Dann vielleicht als Abschiedsgeschenk?«, sagte Breuer und sah ihrem Chef tief in die Augen. Schönberg und Strauss sahen beide ein, dass sie nicht nachgeben würde.

»Fahren Sie«, sagte Schönberg. »Nehmen Sie Strauss und Windmüller mit. Aber ich gebe Ihnen nur eine Woche.«

»Wir brechen sofort auf.«

»Sofort?«, fragte Strauss.

»Sofort. Rasil ist schon längst aufgebrochen.«

Breuer drehte sich um und ging. Strauss lief in sein eigenes Büro, um seine Jacke und die Dienstwaffe zu holen. Alles andere konnte er auf dem Weg besorgen. Nur keine Glock 17 und auch keinen maßgeschneiderten Zegna in Größe sechzig.

In seinem Büro gab es keine Bücherstapel, stattdessen jede Menge Computerbildschirme wie bei allen anderen, die im Gegensatz zu Breuers auch eingeschaltet waren. Dazu Nick-Cave-Poster und seine geliebte Devialet

Phantom Gold, die beste drahtlose Lautsprecheranlage, wenn es um die Wiedergabe von Musik ging. Je mehr Kollegen nach Berlin zogen, desto lauter konnte er sie drehen.

Auf der Schwelle zögerte er eine Sekunde, aber dann konnte er sich nicht zurückhalten. Er schaltete seine Phantom mit der Fernbedienung ein und spielte ›The Good Son‹ von seinem Handy.

»One more man gone. One more man gone. One more man ...«

Göttlich.

Dann lief er schnell wieder hinaus und den Korridor hinunter, um dem Kollegen mitzuteilen, dass er mit ihnen nach Schweden musste. Windmüller war einer dieser durchtrainierten Mitarbeiter, deren Aufgabe darin bestand, ihre Sicherheit zu gewährleisten und ihr Leben zu beschützen.

Breuers Fixierung auf Abu Rasil war im ganzen BND bekannt und umstritten. Dies war ihre letzte Chance zu beweisen, dass er keine Legende war und sie die ganze Zeit recht gehabt hatte.

Strauss wusste nicht, was er davon halten sollte, aber er würde dem Weißen Gespenst niemals widersprechen. Jedenfalls nicht offen und solange sie noch im Dienst war. Breuer kannte sehr viele sehr hochrangige Leute.

Keiner der drei hatte eine Familie, die informiert werden musste, also konnten sie direkt losfahren. Windmüller stieg in das Einsatzfahrzeug, während Strauss die Tür des BMW für Breuer aufhielt. Er konnte nicht beurteilen, wie seriös der Auftrag war. Aber *falls* Abu Rasil existierte und *falls* er jetzt aktiviert war, war etwas Großes im Gange.

Etwas wirklich Großes.

3

Sobald ihre Töchter gefahren waren, drängte die Zeit.

Sie holte den Rucksack aus dem Flur und eilte die Treppe zum Obergeschoss hinauf. Das dortige Badezimmer war ihr damals als der sicherste Ort vorgekommen. Aus drei Gründen: Man konnte die Tür hinter sich abschließen, es war von außen nicht einsehbar, und niemand würde irgendwelche Fragen stellen, was man dort drinnen tat. Die vielen Gäste, die sie im Haus hatten, benutzten stets nur die Toiletten im Erdgeschoss.

Dinge im Garten zu vergraben oder in irgendeinen Wald zu bringen klang vielleicht auf den ersten Blick verlockend, aber wenn sie die Ausrüstung brauchte, hätte sie sie nicht sofort zur Hand gehabt. So weit hatte sie auch damals schon gedacht.

Jetzt war die Zeit knapp. Es waren natürlich schon Leute auf dem Weg.

Die Frage war nur, wie weit sie noch entfernt waren.

Und um wen es sich handelte.

Die Halterung für das Toilettenpapier reichte nicht aus, so kräftig sie auch damit zuschlug, also musste sie in den Keller laufen und den Hammer holen. Wie sie die Kacheln wieder abbekommen sollte und wie laut es werden würde, darüber hatte sie sich keine Gedanken gemacht, als sie damals das Paket in die Badezimmerwand steckte und diese neu kachelte.

Jetzt konnte sie allerdings niemand hören.

Sie schwang den Hammer so schnell und hart, wie sie konnte, und zerschlug die Kacheln beim ersten Versuch. Sie schlug weiter, um alle Reste der Kacheln zu beseitigen, riss die darunterliegende Feuchtigkeitssperre weiter auf, bis sie zwei Finger hineinstecken und das in Wachstuch gewickelte Notfallpaket herausziehen konnte.

Ein dickes Bündel Tausendkronenscheine, die allerdings nicht mehr gültig waren. Also musste sie auf das Bargeld zurückgreifen, das sie im Haus hatte. Zum Glück bewahrten sie immer ein bisschen in einer Blechdose in der Küche auf.

Drei Pässe mit unterschiedlichen Namen, alle natürlich schon längst abgelaufen.

Die Codewörter für das Funkgerät.

Autoschlüssel – gab es das Auto noch? Wann hatte sie zum letzten Mal danach geschaut?

Das Instruktionsbuch für das Überleben außerhalb der Zivilisation.

Zyanidkapseln, du lieber Gott.

Die Pistole hatte nie hier gelegen, weil sie sie in Reichweite haben wollte und sich deshalb für den Nachttisch entschieden hatte. Sie hätte ihre Existenz mit einer idiotischen Geschichte als Erbstück ihres Vaters verkauft, falls jemand sie entdeckt hätte. Aber das war nie passiert.

Sie hielt inne. Kam gerade ein Auto?

Sie eilte zum Fenster im oberen Flur, schob vorsichtig den Rand der Gardine zur Seite und warf einen verstohlenen Blick auf die Straße.

Niemand dort.

Aber würden sie wirklich direkt vor dem Haus parken? Würden sie nicht eher in einiger Entfernung halten und sich dann anschleichen? Aber was würden die Leute sagen, wenn sich in diesem wohlhabenden Viertel verdächtige Gestalten durch ihre Gärten schleichen würden?

Nein, am einfachsten war es natürlich, direkt vors Haus zu fahren und auf der Straße zu parken, am besten so, als hätte man einen ganz legitimen Grund dazu. Vielleicht hatten sie sich sogar das Fahrzeug eines Paketzustellers besorgt oder einen Pick-up, auf dem ›Sanitär Notdienst‹ stand. Irgendetwas, bei dem sich niemand etwas denken würde.

Aber noch waren sie nicht hier. Sie hatte keine Ahnung, ob sie Stunden, Minuten oder nur noch Sekunden zur Verfügung hatte.

Sie musste wieder zurück und weitermachen.

»Meine Bananenpuppe!«, rief Molly.

»Wir nehmen sie das nächste Mal mit, wenn wir wieder bei Oma sind«, sagte Malin.

»NEIN!«, schrie Molly.

Malin seufzte.

»Ich glaube, wir müssen umkehren«, sagte sie zu Christian.

Sie wusste, wie sehr Molly auf diese lange, gelbe Stofffigur mit dem breiten Lächeln fixiert war. Die Bananenpuppe diente als Spielkamerad und Kuscheltier, und wenn sie nicht sofort umdrehten, würde ihre Tochter anfangen zu schreien und erst wieder damit aufhören, wenn sie sie wiederbekommen hatte.

Christian warf einen kurzen Blick auf seine Rolex GMT-Master II. Die Pepsi-Version, auf die er nicht wenig stolz war.

Scheiße.

Der ganze Tag war hinüber.

Aber da war nichts zu machen.

Sie waren gerade am Brommaplan vorbeigefahren, auf dem er hätte wenden können, aber er reagierte zu spät und musste bis zum nächsten Kreisverkehr weiterfahren und dort eine Runde drehen, bis sie wieder auf dem Rückweg waren.

Scheißpuppe.

Die Uhr tickte, und sie ging noch einmal ins Badezimmer, nahm die Packung mit dem Schnellzement und rührte ihn im Zahnputzbecher mit ein bisschen Wasser an. Sie schmierte die Mischung auf die Rückseite einer Reservekachel, die die ganze Zeit zusammen mit dem Zementbeutel am Boden ihrer Schublade im Badezimmerschrank gelegen hatte, und drückte sie auf das Loch, bevor sie den Korb mit den Handtüchern davor platzierte. Bei einer genauen Untersuchung würde das niemanden täuschen können, aber vielleicht konnte sie damit ein paar Tage gewinnen, was vielleicht reichen würde. Es ging vor allem darum, Zeit zu gewinnen.

Sie stopfte den Zahnputzbecher und die Kachelreste in den Rucksack, zusammen mit dem Geld und den Pässen. Dann ging sie nach unten in die Küche und packte sich ein kleines Fresspaket. Eine plötzliche Eingebung ließ sie in die Garage laufen und das Ladegerät für die Autobatterie holen.

Gut. Und jetzt?

Für ein bisschen Verwirrung sorgen.

Wie?

Das Schmuckkästchen. Stellans Briefftasche. Noch irgendwas ...?

Das kleine Munch-Gemälde, das in der Gästetoilette hing.

Alles in den Rucksack.

Ein paar Schubladen herausziehen und durcheinanderwühlen.

Was noch?

Genau. Der Grund für das alles. Sie brauchte eine Minute, um ihn zu holen.

Sie sah auf die Uhr.

Es war schon viel zu viel Zeit vergangen.

Sie musste aufbrechen.

Das eigene Auto konnte sie nicht nehmen, so viel war ihr klar, also ging sie in den Geräteschuppen und holte das alte Fahrrad heraus, das seit Jahrzehnten dort abgestellt war. Rosa mit weißen Handgriffen. Es musste einer der Töchter gehört haben, sie erinnerte sich allerdings nicht daran, jemals eine von ihnen auf einem Fahrrad gesehen zu haben.

Im Laufe der Jahre war das Fahrrad allmählich hinter Harken, Spaten, Rasentrimmern, Schubkarren, Liegestühlen und diversen Brettern verschwunden, die irgendwann noch einmal verwendet werden sollten. Ein aussortierter Gartenschlauch war in den Rahmen, den Lenker und das Vorderrad verwickelt. Die Kette war nicht gefettet, und die Reifen waren so gut wie platt, aber man konnte darauf fahren.

Kein Nachbar, der zuschaute? Sie würden schließlich befragt werden, und sie wollte nicht, dass einer der Akteure, die jetzt in Bewegung gesetzt worden waren, von dem zweirädrigen Fluchtfahrzeug erfuhr. Wenn sie bedachte, wie selten die Töchter von sich hören ließen, könnte es bis zu eine Woche dauern, bevor sich eine von ihnen Sorgen machte. So lange dürfte sie zumindest von der Polizei verschont bleiben.

Mit den anderen war es schlimmer.

Die angerufen hatten.

Und diejenigen, die vielleicht gelauscht hatten.

Sie hatte keine Ahnung, wie viel Zeit ihr noch blieb.

Stunden oder Tage?

Oder würden sie sich mit dem Anruf begnügen und nur das Ergebnis abwarten?

Wohl kaum, und mittlerweile hatte sie es wirklich eilig.

Sie ging ein letztes Mal ins Haus, um alles zu überprüfen. Dann sah sie durch das Fenster in der Haustür. Nichts Seltsames da draußen. Sie knöpfte die Outdoorjacke zu und setzte eine Mütze auf. Es würde warm werden, aber sie musste sich irgendwie verkleiden.

Schließlich ging sie zu ihrem toten Ehemann und küsste ihn auf die Stirn.

»Danke für all die Jahre. Drück mir die Daumen.«

Sie tätschelte ihm die Wange, ging nach draußen zum Fahrrad und trampelte los.

In derselben Sekunde, in der Agneta Broman hinter der Kurve des Grönviksvägen verschwand, rollte Malin Broman-Dahls schwarzer BMW M550d xDrive Touring über den Nockebyvägen heran und bog in den Grönviksvägen ab, nur wenige Hundert Meter von ihrem Elternhaus mit der Nummer 63 entfernt.

4

Der Lärm war ohrenbetäubend. Hupende Autos, Abiturientenumzüge mit Lautsprechern im Summerburst-Format. Alte Schlager im Wechsel mit donnernder House-Musik. Jeder Wagen dröhnte so laut, dass die Fensterscheiben in den stattlichen Großbürgerhäusern schepperten.

Ballons, Champagnerflaschen, blaugelbe Flaggen. Gedränge.

Junge Menschen voller Erwartungen und Hoffnungen.

Eltern, Großeltern und Erbtanten auf dem Weg zur Abschlussfeier, die immer die vornehmste der Hauptstadt sein würde. Schilder mit Vornamen, Babybildern und Klassenzugehörigkeit. Was die Schulklasse betraf, natürlich. Die andere Klassenzugehörigkeit war an Uhren, Kleidern und Taschen ablesbar. Und an den Marken der Autos, die mit schadenfroher Respektlosigkeit an allen Straßen rund um das Gymnasium Östra Real im Parkverbot standen. Die Mitarbeiter des Ordnungsamts spazierten um sie herum, bis die vorgeschriebenen fünf Minuten vergangen waren und sie anfangen konnten, Strafzettel zu schreiben. Wie Hyänen, die darauf warteten, dass sich die Löwen an den toten Zebras satt gegessen und sie freie Bahn hatten.

Sogar der ansonsten relativ leere obere Abschnitt der Artillerigatan war verstopft mit Leuten, die auf dem Weg zu dem noblen Schulhof waren. Gealterte Direktoren in vergilbten Studentenmützen, hart geschminkte

Luxusgattinnen, die unglücklich darüber waren, wegen der Hitze auf ihre Pelze verzichten zu müssen, und junge Männer mit zurückgekämmten Haaren, die bereits im ersten Jahr nach ihrem Schulabschluss zwei oder drei eigene Firmen gegründet hatten. Grüne und rote Hosen waren bei den alten Herren immer noch populär, stellte Sara fest.

Und der ganze Zirkus nur, weil ein paar Teenager die Schule verließen. Und ins Nichts gingen.

Genießt diesen Tag, dachte sie, während sie im saunaheißen Auto saß. Denn morgen seid ihr nur noch Statistik. Arbeitslos und obdachlos. Ein Problem für die Gesellschaft. Genießt es, solange ihr es noch könnt.

Als eine dreijährige ›Ebba‹ auf einem Schild in der stolzen Hand ihres Vaters vorbeischwebte, fiel Sara ein, dass sie für ihre eigene Ebba gar keines bestellt hatte.

Sie notierte es in ihrem Handy. Sobald die Schicht vorbei war: ein Schild für die Tochter besorgen.

Der Schweiß rann ihr von der Stirn und die Wangen hinunter. Ihr Rücken war nass.

Sara und David waren früh dran gewesen und hatten einen vollkommen legalen Parkplatz an der langen Mauer des Östra Reals gefunden, direkt gegenüber der Artillerigatan 65, die sie überwachen sollten. Jetzt saßen sie zwischen leeren PET-Flaschen und fettigen Imbissverpackungen und mussten immer dringender auf die Toilette.

David Carlsson. Und Sara Nowak.

Sara hatte ihr Haar zu einem Knoten gebunden und eine Baseballkappe von Ralph Lauren aufgesetzt, um sich dem Stadtteil anzupassen. Als sie die Kappe hob, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, sah sie im Rückspiegel, dass sie ihr Haar bald neu färben musste. Es war braun, aber darunter wuchs es knallrot nach. Es sah aus, als würde auf ihrem Kopf ein Feuer ausbrechen.